

Wolfgang Schad

# Weltkinderkunde

Die zwei Weihnachtsgeschichten  
und die Heilung der Ichspaltung



Freies Geistesleben

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
Vorblick . . . . .	11
1. Auf dem Zionsberg im Wallis . . . . .	15
2. Das «Heilige Grab» in Konstanz . . . . .	21
3. Vier erste Entdeckungen in der Kunst . . . . .	39
4. Die Madonnen in Giornico . . . . .	51
5. Die Madonnen von Maggia, Palagnedra und Prugiasco . . . . .	59
6. Die drei Großen in Florenz . . . . .	87
7. Der Umkreis in Norditalien und der Nordschweiz . . . . .	118
8. Der Marienaltar in Schotten am Vogelsberg . . . . .	145
9. Die Barockdecke der Stadtpfarrkirche St. Martin zu Biberach an der Riß. . . . .	155
10. Das Kind als Mikrokosmos . . . . .	166
11. Das Ich als Ich – das Ich als Du . . . . .	180
12. Das Kind mit dem Kreuz . . . . .	196
13. Die Kindwerdung und Weltverjüngung . . . . .	211
14. Wo Kinder sind, ist heimlich das ganze Jahr Weihnachten . . . . .	231
15. Wider die Religionskriege. Methodisches im Rückblick . . . . .	256
Anmerkungen . . . . .	258
Literatur . . . . .	262
Abbildungsnachweise . . . . .	00
Quellennachweise . . . . .	00



# Vorwort

Das Buch wendet sich an Leser, die den lange verschleppten Konflikt zwischen Glauben und Erkenntnis für sich anfänglich gelöst haben. Die warme Kraft des Glaubens ist am besten dort angebracht, wo man sich freut und daran glaubt, was man besonnen erkannt hat – gerade auch dann, wenn es eine Zwischenstufe ist, da das Erkennen nie fertig wird, und man trotzdem, dem zu suchenden Wahren nachzugehen, nicht aufgibt. Ist doch auch jede gelungene Einsicht, die sich als fruchtbar erweist, ein Geschenk von oben.

Schon Francesco Petrarca (1304–1373), ein Bahnbrecher der italienischen Frührenaissance,<sup>1</sup> hatte im 14. Jahrhundert in einem Brief an seinen Freund Giovanni Boccaccio (1313–1375) geschrieben:

«Das Wissen, das zum Glauben sich durchgerungen hat, ist weit besser als die Einfalt, und sei sie noch so heilig, und keiner der Toren, die je ins Himmereich eingegangen sind, steht so hoch wie ein Wissender.»

Daran knüpfte Rudolf Steiner (1861–1925) an.<sup>2</sup> Ja, schon der bedeutendste Kirchenlehrer des Hochmittelalters, Thomas von Aquino (1225–1274), hielt es für einen Missbrauch Gottes, ihn dauernd als «Zuflucht unseres Nichtwissens», als «asylum ignorantiae» zu benutzen.<sup>3</sup> Er hatte sich als Dominikaner auch an den damals von den Mauren über Spanien in das christliche Europa mitgebrachten Schriften des Aristoteles geschult und seinen Lehrer Albertus Magnus, den bedeutendsten Naturkundigen des Hochmittelalters, zur Seite gehabt. So wehrte er sich dagegen, die religiösen und die natürlichen Offenbarungen gegeneinander auszuspielen. Dass es noch bis heute geschieht, entleert gerade jetzt wieder mehr denn je die Kirchen.

Der historische Wert der modernen Naturwissenschaft besteht zurzeit weitgehend in ihrer technologi-

schen Verwendung. Ihren Dauerwert wird sie jedoch erst darin haben, ihr methodisches Vorgehen auch für jegliche vom Übersinnlichen handelnde, wörtlich gemeinte Geisteswissenschaft bewusst zur Verfügung zu stellen. Darin war schon dem Wiener Studenten Rudolf Steiner der altkatholische Philosoph als sein Hochschullehrer Franz Brentano (1838–1917) das Vorbild, was ihn zu dem Motto seiner *Philosophie der Freiheit* veranlasste: «Seelische Beobachtungsergebnisse nach naturwissenschaftlicher Methode».<sup>4</sup>

Wo aber bleiben dann die Kulturwissenschaften, die Kunst und die religiöse Kultur? Alle frühesten nachweisbaren Kulturen waren vorzüglich religiös gestimmt. Der Urmensch lebte ganz im Augenblick mit voller Hingabe an seine geistigen, seelischen und leiblichen Erfahrungen. Nie hatte er damals eine Tier- oder Pflanzenart ausgerottet, so leiblich eingebunden und seelisch-geistig in eins mit seiner Umwelt lebte er, die noch ganz seine Mitwelt war und er ihr Mitglied. Erst mit dem Auftreten des Homo sapiens, des Jetztmenschen, fand nachweislich das erste Aussterben von Großsäugetieren jeweils dort statt, wo er auftauchte.<sup>5</sup>

Schon vorher waren erste Anzeichen von Kunst aufgetreten: So entstanden in Afrika aus den ersten Geröllgeräten symmetrische Steinartefakte, die als «Zweiseiter» mehrheitlich im Goldenen Schnitt geschlagen worden waren.<sup>6</sup> Von diesem Homo erectus fand man in Nordthüringen bei Bilzingsleben Knochenritzungen mit regelmäßigen, rhythmisch sich folgendem Einschnitten.<sup>7</sup> Vom Homo neanderthalensis fand sich in Slowenien die frühest entdeckte Knochenflöte: der Röhrenknochen eines jungen Höhlenbären mit in regelmäßigen Abständen eingebohrten Löchern (Nationalmuseum Lubljana). Also machte er Musik. Gegen Ende der letzten Eiszeit schuf der vor-

geschichtliche Sapiens-Mensch seine Höhlenmalerei, deren Schönheit und Menge alle Erwartungen ihrer ersten Entdecker übertrafen.

Mit dem Beginn der Metallkulturen (Bronze- und Eisenzeit) und somit durch die Erfindung der Erzverhüttung begannen die Wissenschaften: zuerst die Astronomie mit den Steinkreisen der Großsteinkultur Westeuropas, dann auch mit der Erfindung der Schrift im Zweistromland und Ägypten. In den griechischen Kolonien traten dann die ersten Philosophen des Abendlandes auf. Sokrates war schon kein Künstler mehr und wurde wegen «Verführung der athenischen Jugend» wegen seiner Infragestellung der olympischen Götter zum Tode verurteilt. Nur an Apoll, der mit den delphischen Rätselsprüchen die Griechen zum Denken angeregt hatte,<sup>8</sup> hielt Sokrates in seinen Abschiedsreden fest. Das abendländische Denken war erwacht.

Jeder heutige Mensch macht in seiner Kindheit die gleiche Reihenfolge von Religion, Kunst und Wissenschaft durch: In den ersten sieben Jahren lebt das Kind mit seinen großen Verehrungskräften vorwiegend monistisch noch eins mit seiner nächsten Umgebung. Im zweiten Jahrsiebt lernen wir am leichtesten über das Medium der Künste, die zur Freude am fruchtbaren Lernen führen. Umso deutlicher erwacht danach mit der psychischen Pubertät der volle Bedarf des «kritischen» (= «unterscheidenden») Denkens, also zum analytischen Vorgehen mit der sich anschließenden Suche nach der Synthese der Einzelheiten, wodurch der Jugendliche sich sein erstes Weltbild aufbaut. Bis dann Verehrung, Kunst und Erkenntniskraft *vereinigt* die Mündigkeitsfähigkeiten während des ganzen folgenden Lebens entwickeln.

In den neuzeitlichen und zukünftigen Gesellschaften geht es nun jedoch zunehmend um die *Umkehrung* dieser drei grundlegenden Kulturfähigkeiten. Im Primat der philosophischen Aufklärung hat das Kantsche «sapere aude!» («Wage es, dich deiner eigenen Vernunft zu bedienen») die blinde Abhängigkeit von der bloß noch tradierten Kirchenreligion aufge-

kündigt. Daraufhin blühte erst der Höhepunkt der mitteleuropäischen Klassik auf: Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven hatten ihre größten Wirkungen durch ihre Kunst. In der nachfolgenden Romantik setzte sich mehr die Suche nach erneuter religiöser Erfahrung durch. Schelling, der Fichte-Sohn (Immanuel Hermann Fichte), Schleiermacher und insbesondere Novalis formulierten dieses Verlangen.

Ausgangsort aller drei Stufen war jetzt jedes Mal der selbstständig mündig gewordene Einzelne. Dazu gehörte es, den weltanschaulichen Streit *zwischen* den Menschen nun ins *Innere* jedes Menschen zu verlegen und in der eigenen Brust die Widersprüche des Lebens auszufechten, bevor man die auftretenden Unzulänglichkeiten reflexhaft bei dem oder den anderen sucht. Diese Fähigkeit zur besonnenen Selbstkritik macht die selbstverantwortete Mündigkeit in der Moderne aus. Man versteht erst sein Umfeld, wenn man ein Stück weit sich selbst verstanden hat. Mündigkeit läuft darauf hinaus, dass man von sich selbst die eigene, sachliche Selbstwahrnehmung und ebenso eine allgemeine Menschenkunde betreibt.

Johannes Kepler (1571–1630), dieser Mitbegründer des neuzeitlichen Weltbildes, war gerade erst geboren, als 1575 von einem Anonymus in Basel eine Schrift erschien, die etwas davon mit dem Terminus «Anthroposophia» (= *Weisheitswissen vom Menschen*) bezeichnete.<sup>9</sup> Ihr Verfasser teilte darin die Wissenschaften in gute und schlechte ein. Die Ersteren umfassten die *Theosophia* und *Anthroposophia*, die Letzteren die *Kakosophia*. Dreiundzwanzig Mal tauchte seitdem die Forderung nach der Anthroposophie literarisch auf, bis sie seit 1912 die Gestalt und die Inhalte annahm, die ihr der österreichische Philosoph, Theosoph und eben Anthroposoph Rudolf Steiner gab. Er hatte sich kurz vorher bei dem deutschen Philosophen Hermann Friedmann (1873–1955), dem Begründer der Gestaltpsychologie, an der Universität Helsinki erkundigt, ob diese Bezeichnung «Anthroposophie» wissenschaftshistorisch festgelegt sei, was

dieser verneinte.<sup>10</sup> Seitdem verwendete Steiner das Wort endgültig für sein Anliegen. Dieses formulierte er zwei Jahre vor seinem Tode so aus:

«So beginnt Anthroposophie überall mit Wissenschaft, belebt ihre Vorstellungen künstlerisch und endet mit religiöser Vertiefung.»<sup>11</sup>

Geschieht es noch in der alten Reihenfolge, so wird die Anthroposophie sogleich als Religionsersatz verwendet und anschließend noch ästhetisiert, um dann zu einer eigenen wissenschaftlichen Aufklärung gar nicht mehr zu kommen. Sie selbst beginnt aber immer als Wissenschaft.

Wie weit es dem hiesigen Autor möglich geworden ist, den neuzeitlichen, zukunftsfähigen Weg zu gehen, überlasse ich gerne dem besonnenen Urteil des Lesers. Wer im Laufe der Lektüre in dem Einbezug der Naturwissenschaften in die berührten religiösen Inhalte methodische Probleme sieht, dem sei der abschließende Rückblick in Kapitel 15 empfohlen.

Es ist Hella Krause-Zimmer zu verdanken, dass sie in ihrem 1969 erstmals erschienenen Buch dem Thema der beiden «Weltkinder» in der christlichen Kunst umfassend nachgegangen ist.<sup>12</sup> Sie konnte sich im kunsthistorischen Bestand auf die Vorarbei-

ten von Carlo Septimus Picht, Gustav Conradi und Emil Bock stützen. Dadurch aufmerksam geworden und doch zu seiner Überraschung, hat der Autor fünf weitere Belege ganz ungeplant erst in Konstanz, dann in Biberach, Maggia, Giornico und Schotten aufgefunden. Die davon entstandenen fünf Publikationen bilden in überarbeiteter Form die Kernkapitel dieses Buches (siehe Quellennachweise S. ). Weil in verschiedenen Zeitschriften erschienen, bedurften sie jeweils einer Einführung. Dadurch finden sich nun hier gelegentliche Wiederholungen, die bei der ungewohnten Thematik für den Leser wohl auch hilfreich sind.

Besonders bedanken möchte ich mich bei Dr. Peter Endres, der in vielen Lebenslagen hierbei außerordentlich geholfen hat, ebenso für Hinweise von Dr. Benjamin Bembé, Cecilie Greiner für die Fotoreise in den Tessin und Udo Kemme nach Biberach und in die Ostschweiz. Für ratgebende Gespräche danke ich den Pfarrern Dr. Volker Harlan, Frank Hörtreiter, Johannes Lenz und Ulrich Meier. Bei den Schreibarbeiten danke ich der unentbehrlichen Hilfe von Peter Endres, Marianne Rieth, Johannes Labudde, Friederike Forster, Martina Knop und meiner Frau Christiane.



# Vorblick

Zu den schönsten Berufen gehört es, Eltern wie auch Lehrer zu sein. Man hat es bei allen Höhen und Tiefen dabei immer mit der Zukunft zu tun. Denn darin sind uns Großen alle uns nachwachsenden Kinder überlegen. Man stelle sich unsere Gesellschaft kinderlos vor – es wäre nicht zum Aushalten. Die allgemeine eigene Durchsetzung und die Übervorteilung der anderen wäre die Folge. Kinder humanisieren unser Miteinander. Auch wir Erwachsene können human sein. Aber wir sind es letztlich auch dadurch, dass wir etwas von dem Besonderen des Kindseins unserer frühen Zeit ins Erwachsenenleben übernehmen konnten.

Wenn dem so ist, muss auch der groß gewordene Mensch eine verbliebene Kindesnatur besitzen, um Mensch sein zu können. Denn das bedeutet ja, viel offene Zukunft in sich zu tragen.

Das gilt sogar nicht nur seelisch und erst recht geistig, sondern auch leiblich-biologisch. Der Mensch hat die längste Kindheit unter allen milchspendenden Tieren, den Säugetieren. Sind die Kinder da, so hat man gewöhnlich zwanzig Jahre damit zu tun, und danach wird man oft immer noch gebraucht.

Kindsein heißt: in vielem noch unentwickelt sein. Ein ausgewachsener Löwe kann nicht noch «löwiger» werden. Ein Mensch kann bei allem, was er tut, es beim nächsten Mal noch menschlicher machen. Kinder verschulden sich durch die erfahrene Zuwendung und Aufhilfe bei den Eltern; die Eltern verschulden sich, weil sie auch als Erziehende selbst prinzipiell

Abb. 1: Pietro di Miniato: Die Verkündigung an Maria und darunter die Taufe Christi, die Anbetung der drei Könige an das wohlgekleidete, sitzende Kind und die Anbetung des nackten Jesuskindes in der Felsengrotte. Florenz, Santa Maria Novella, um 1400.

unvollkommen sind, ebenso an ihren Kindern. Diese gegenseitige Verschuldung stellt die engste humane Verbundenheit dar. So wächst man aneinander im Miteinander.

Das prinzipiell Unfertige des Menschseins macht ihn nicht nur zum geschichtlichen Wesen – denn er will es immer noch anders haben, als es derzeit ist –, sondern die biologische Anthropologie hat das Unfertige auch für seine Leiblichkeit beschrieben. Abgesehen vom Kopfdach mit seinem reichen Haarwuchs (und mit der Schlaueit seines Gehirnes darunter) ist der ganze übrige Leib weitgehend ohne Haarpelz, so wie die meisten Säugetiere nur im frühen fötalen Zustand vor der Geburt oder bei den Kleinsäugetern bis kurz danach.

Und das Gehirn ist offensichtlich deshalb so groß und die Großhirnrinde besonders oberflächenreich gefaltet, dass wir lebenslang erhebliche Bereiche – besonders der rechten Hälfte – funktionell unbesetzt in Wartestellung haben. Dadurch können wir bis zuletzt lernen. Es reicht dabei auch die längste Lebenszeit nicht aus, alle Rindfelder funktionell zu besetzen. Unser Gehirn wird also nie fertig. Der zweiundachtzigjährige Goethe hat noch vierzehn Tage vor seinem Tod den Chemiker Döbereiner zu sich gebeten, um von ihm ein Privatissimum über die neuesten Entdeckungen auf dessen Gebiet vorgetragen zu bekommen. Und noch an seinem Todestag bat er morgens seine Schwiegertochter, ihm Unterlagen zur Farbenlehre zu bringen.

Unsere nächsten biologischen Verwandten, die Schimpansen, können nur als Kinder noch gut lernen; alle Intelligenzversuche mit ihnen wurden und werden mit halbwüchsigen Exemplaren gemacht. Mit der Pubertät erlischt für sie diese Fähigkeit, und fast nur noch der Nahrungs- und der Fortpflanzungstrieb füllen ihre weiteren Tage aus. Erlischt auch der Letz-

tere, vergreifen sie rasch und werden so nur halb so alt wie wir. Was uns jung hält, ist die besonders verlängerte Kindheit und ihre Auswirkung auf das uns geschenkte lange Leben. Eine Kuh ist mit eineinhalb Jahren und ihrer dann schon voll erreichten Größe geschlechtsreif und bereits mit fünfzehn Jahren voll vergreist, trotz ihrer großen Vitalität. Die heutige Zoologie bezeichnet daher den Menschen als beherrscht von einer besonders starken Pädomorphy (= Kindhaftigkeit).<sup>1</sup>

Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,  
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Johann Wolfgang Goethe, *Faust I*, Vers 212f.

Die technologisch hochentwickelten Gesellschaften haben ihre auspezialisierten Gehirnfelder so weit auf Kognition festgelegt, dass die Kinderwelt zunehmend als Belastung, ja als Beeinträchtigung des eigenen Konsumverhaltens und Lebensstandards angesehen wird. Sind sie plötzlich doch da, weiß man manchmal nichts Rechtes damit anzufangen: «no family trouble», «no kids», «kids are sexkiller». Und doch ändert sich an der bleibenden Unzufriedenheit und Unrast auch ohne sie nicht viel. Solange Kinder wenigstens ins Schema der bürgerlichen Norm passen, geht es dann noch am ehesten mit ihnen.

Früher half man in christlicher, oft kirchlich unterstützter Zuwendung den Kindern ins Erwachsenenalter, oder die Begüterten, z.B. die Adelskreise, konnten für ihren Nachwuchs die vorhandenen Bildungseinrichtungen bezahlen. Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und des Rechtes jedes Kindes auf Bildung übernahm der Staat das Schulwesen. Er konnte sich dabei nicht anders helfen, als den zeitgleich aufgekomenen Sozialdarwinismus zu übernehmen: die Sortierung der Untauglichen (unfittest) von den Tauglichen (fittest) durch das durchgängige Versetzungs- bzw. Nichtversetzungs-system. Wie aber geht man mit den Hochbegabten und den Lernbehinderten um? Alle Versuche der re-

formpädagogischen Strömungen haben damit zu tun gehabt.

Viele nichtstaatliche Schulsysteme, darunter seit mehr als einhundert Jahren die Waldorfschulen, haben manche Flut an sogenannten «Schulscheiterern» übernommen und ihnen oftmals geholfen, zu ihrer eigenen Biografie zu finden. Sie haben praktisch vorgeführt, dass es über fast die ganze Schulzeit auch ohne Versetzungsordnung gut geht. Das selektionierende Schulsystem überlebt humaniter nur kraft des menschlichen Engagements seiner Lehrer.

Als sich nach der Studentenrevolte der «Endsechziger» breite Kreise junger Eltern nach Bildungsalternativen bewusst umsahen, waren in der Folge alle Waldorfschulen bald schon ab der 1. Klasse voll, so dass jener stille Dienst im vorherigen Ausmaß seitdem ausfiel. Es wäre von beiden Seiten eine von den Umständen geforderte Aufgabe gewesen, sich darüber gemeinsam zusammzusetzen und ein vermittelndes Schulsystem zu verabreden, was zumeist bis heute nicht stattgefunden hat.

Und wie geht man mit Hochbegabten um? Die Staatsschulen lassen sie ein oder zwei Klassen überspringen. Die Waldorfschulen reißen sie bewusst nicht aus der Schicksalsgruppe gleichaltriger Mitschüler heraus. Das ist zum einen die beste Vorsorge dafür, die kulturelle Schichtung der gesellschaftlichen Klassenunterschiede durch gelebte Mitmenschlichkeit abzubauen. Dazu helfen keine verbalen Theorien im Sozialkundeunterricht, wenn nicht schon unter den Erwachsenen danach auch gelebt wird. Zum anderen ist zu differenzieren, auf welchen Fachgebieten für die Hochbegabten das Angebot verstärkt werden sollte und welche besondere Vielfalt an Fächern es andererseits gemeinsam beizubehalten lohnt, um auch der zugleich drohenden Bildungsverengung vorzubeugen.

Damit waren für den Autor die Motive gegeben, sich mit dem Problem der angemessenen Versorgung der «Extremstärker» in ausgelesenen und natürlich auch besonders gerade in unausgelesenen Klassen ge-

recht zu werden. Was an umfassender Menschenkenntnis ist dafür nötig? Welche Weltkinderkunde wäre dafür zu ermitteln?

Angeregt durch die Anthroposophie, stellten sich dem Autor unerwartet die Kindheitsschilderungen in den Evangelien voller Anregungen für eine menschheitliche Weltkinderkunde heraus. Die Berichte der beiden Evangelisten Matthäus und Lukas sind sehr verschieden. Entweder wurde von einem oder beiden manches falsch berichtet, oder es gab dann doch wohl andererseits zwei verschiedene Heilige Familien, wenn man beide Kindheitsberichte ernst nimmt.

Rudolf Steiner, von der Naturwissenschaft und der Theosophie her kommend, hat seinen Brückenschlag zwischen beiden Kulturpolen als eine neue Anthroposophie unternommen. Bald nach der Jahrhundertwende wurde er gebeten, doch auch über die Evangelien zu sprechen. Im September 1909 hielt er so eine Vortragsreihe über *Das Lukas-Evangelium* in Basel.<sup>2</sup> Er führte erstmals aus, dass nach seinen Verständnismöglichkeiten beide Weihnachtsberichte authentisch seien. Das beinhaltet faktisch, dass es zur Zeitenwende zwei Jesusknaben gegeben habe, die in kurzem Abstand von zwei verschiedenen Ehepaaren in Bethlehem geboren worden waren: das Jesuskind bei Matthäus in einem gut situierten Haus noch vor dem Tode des Herodes, sodass diese Familie fliehen musste (Mt 2,11), – und das andere Jesuskind bei Lukas (2,4-7), das in einem Viehstall in die Futterkrippe gelegt wurde und nie fliehen musste, weil Herodes schon gestorben war oder der Verfolgung mit Mühe entging.<sup>3</sup> Zum ersten Kind kamen von fernher die weisheitsvollen, mit der Sternenkunde vertrauten Könige, im überlieferten Text «Magi» (Magier) genannt, zum anderen die schlichten Hirten von ihren nahen Schafweiden. Beide Berichte stimmen demnach jeder für sich.

Das Erschrecken der damaligen Zuhörer war groß. Und wem geht es nicht auch noch heute so? Nun lösen sich aber zugleich eine Reihe von Rätselhaftigkeiten.

Was unser Erschrecken auslöst, hat seine Ursache in der in den Westkirchen gewohnten Gleichsetzung des Menschen Jesu mit dem Gotteswesen Christus. Erst mit der Taufe durch Johannes den Täufer fand die Einleibung Christi in den dreißigjährigen Jesus statt (Lk 3,23). Auch hier ist der Evangelientext unverhüllt transparent:

«Und alsbald stieg er aus dem Wasser, und ich sah, dass der Himmel aufriss und der Geist gleich wie eine Taube auf ihn herabkam.» (Mt 1,10)

«Ich sah, dass der Gott herabfuhr wie eine Taube vom Himmel und blieb auf ihm. [...] Und ich sah es und bezeugte, dass dieser Gottes Sohn ist.»

(Joh 1,32,34)

Im Psalter Davids hieß es schon prophetisch:

«Du bist mein Sohn; heute habe Ich Dich gezeugt.»  
(Ps 2,7)

Dieses Zitat des Psalmisten im Alten Testament ist in den drei anderen Evangelien «leise verhüllt» abgeändert.<sup>4</sup> Im vollen Wortlaut wird es aber außer im Johannes-Evangelium noch in der Apostelgeschichte (13,33) und zweimal im Hebräerbrief (1,5 und 5,5) gebracht. Das Urchristentum und lange auch die Ostkirchen haben deshalb die Taufe Christi als die eigentliche Geburt Christi (des vom Täufer «Gesalbten» = hebräisch «Messias», griechisch «Christus») nicht auf den 25. Dezember, sondern auf den 6. Januar als die Epiphanie, die Erscheinung Christi, gelegt und weiterhin gefeiert.

In Florenz malte um 1400 Pietro di Miniato eine Verkündigung (Abb. 1, S. 10). Oben links erscheint die Welt Gott Vaters mit sechs Erzengeln, wobei als siebter groß Gabriel sich der rechts in ihrer Gebetskammer sitzenden Maria zuwendet. Darunter ist das Geburtsgeschehen dreifach dargestellt, und zwar in umgekehrter Richtung: von der menschlichen Sphäre rechts hin zur göttlichen Sphäre links, die in der Taufe Christi gipfelt.

Ganz unten rechts liegt das eben geborene, noch nackte Kind zwischen dem die Arme ergriffen kreuzenden Josef und der weiß gewandeten, anbetenden Maria in ihrer Strahlenmandorla vor der Felsengrotte. In derselben nehmen auch Ochs und Esel teil, indem sie niederkniend ebenso dem Neugeborenen huldigen wie die vier Engel über ihnen. Direkt über der Grotte schweben die Erzengel, zwischen denen zuoberst in der Mitte das Antlitz Gottes erscheint. Seine Kopfaureole trägt in sich das Kreuz. Es ist also nicht Gottvater wie in der Verkündigung darüber links oben, sondern es ist der bartlose Gottessohn mit kurzem Kopfhaar. – Rechts oben verkündet noch ein Engel die Weihnachtsbotschaft zwei Hirten mit ihren Schafen. Darunter betet hinter Josef noch eine heilige Nonne.

Links daneben, in der Mitte, kommen die drei Könige zu einer schwarz ummantelten, edel thronenden Maria mit dem auf ihren Knien sitzenden, höfisch gekleideten Kind nebst Josef vor ihrem ordentlichen Hause in Bethlehem. Der erste König kniet, der mittlere König, in hellblauem Gewand, weist den dritten König auf den zentral oben leuchtenden Stern hin. Links erscheint das Gefolge, und über ihm tauchen zwei Köpfe der Reitkamele als Zeichen der langen Herreise aus fernen Ländern auf.

Ganz links schließt sich nun noch die Taufe Christi im Jordan voller Fische an. Die Christustaupe senkt sich herab auf die Jesusgestalt «und blieb auf ihm». Es ist die Epiphanie des wahren Gottes und wahren Menschen als die wahre Christgeburt.



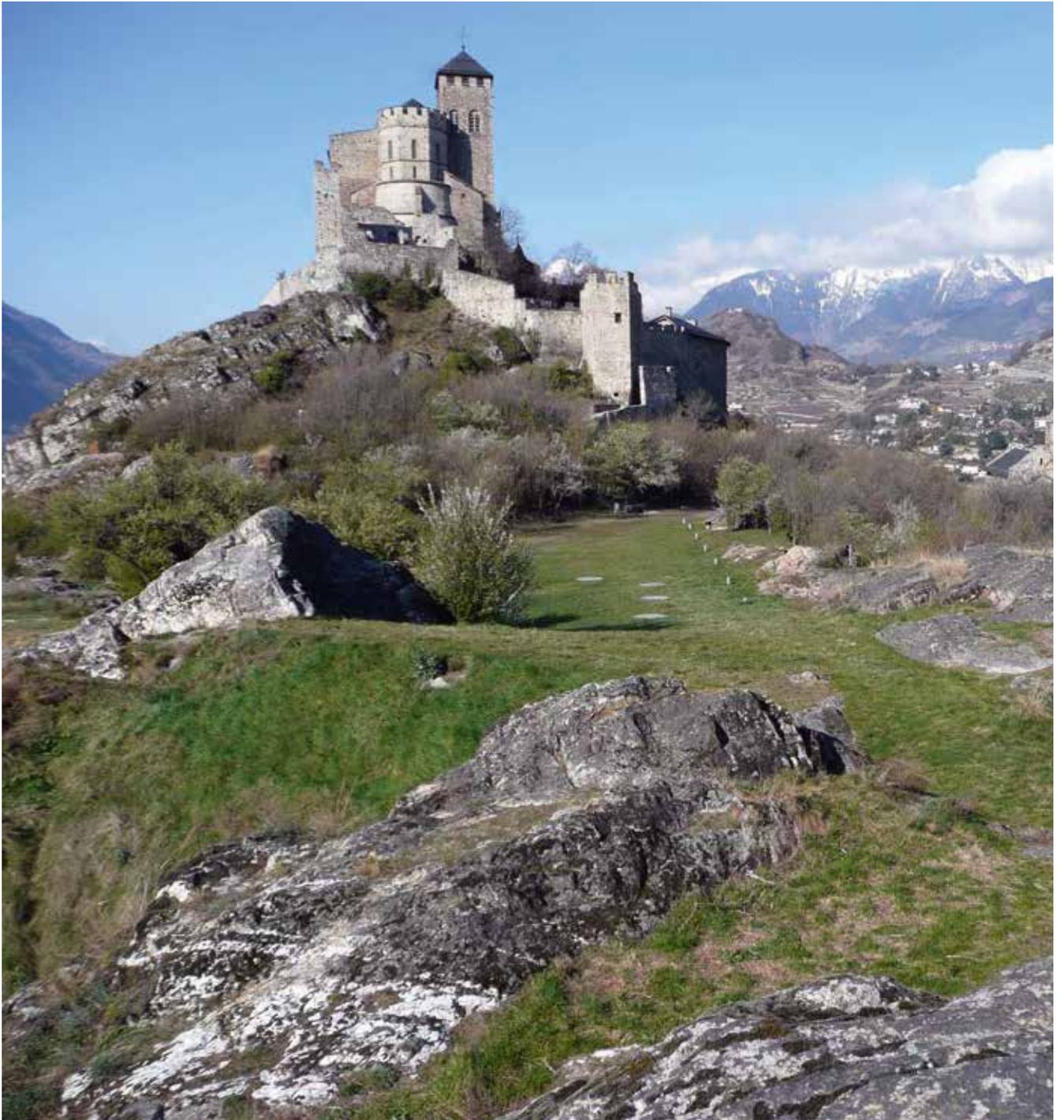
## 1. Auf dem Zionsberg im Wallis

Im Südwestschweizer Kanton Wallis, durch den die junge Rhône zum Genfer See und weiter nach Frankreich fließt, liegt seine Hauptstadt Sitten, französisch Sion, nach dem Hügel Zion in der Altstadt Jerusalems genannt. Zwei steile felsige Hügel schließen am Ostrand der kleinen Stadt das breite U-Tal der Rhône strategisch günstig zur Hälfte ab: der Tourbillon und die Valeria (Abb. 1, oben). Ersterer trägt die Ruine einer am Ende des Mittelalters zerstörten Burg, Letztere trägt die romanisch-gotische Katharinenkirche, heute Notre-Dame-de-Valère genannt (Abb. 2, S. 16).

In ihr befindet sich an der Nordwand des Chores

Abb. 1 (oben): Die Stadt Sion mit den beiden steilen Felshügeln am Ostrand im Rhônental des Wallis; links der Tourbillon mit Burgruine, rechts die Valeria Notre-Dame.

ein über zwei Meter breites Gemälde mit der Darstellung der beiden Weihnachtsberichte auf einer großen Holztafel (Abb. 3, S. 17). Von rechts oben kommt die Reitergruppe der Heiligen Drei Könige mit großem Tross, die unten die Heilige Familie besuchen (Abb. 4, S. 18). Der älteste König kniet vor dem Kind und bringt ihm ein Kästchen mit Goldmünzen. Der zweite König zeigt, aufrecht stehend, hoch zu dem Stern, den ein Engel über die Strohütte hält. Der dritte König ist von tiefschwarzer Hautfarbe – wie der Heilige Mauritius aus Ägypten, der um 300 n. Chr. rhôneabwärts beim heutigen St. Maurice mit seiner thebäischen Legion auf Befehl des römischen Mitkaisers Gaius Galerius Valerius Maximinus (305–313 n. Chr.) zur Zeit des Hauptkaisers Diokletian den Märtyrertod erlitt und noch heute der Stadtpatron von Sion ist. Er und





seine frühchristliche Legion ägyptischer Soldaten hatten sich geweigert, dem Kaiser ein Götzenopfer zu bringen.

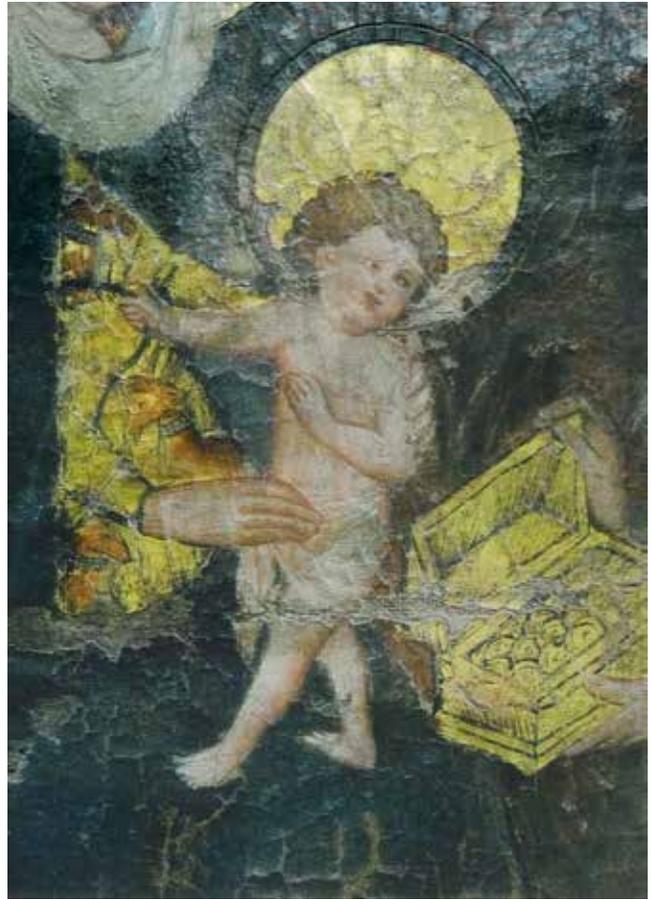
Links oben ist die Hirtenverkündigung mit einer großen Schafherde dargestellt, und der Engel, von Gottvater gesandt, erscheint aus dem himmlischen Goldgrund (Abb. 5). Darunter im Vordergrund ist die Heilige Familie ein zweites Mal dargestellt. Maria und Josef sind fast gleichartig wie daneben rechts gemalt, das linke Kind jedoch auffallend anders als das rechte. Das Letztere steht mit goldener Kopfaure aufrecht auf den Knien seiner Mutter und ist um die Schultern und Hüften zart bekleidet. Es ist damit schon einjährig dargestellt, denn es zeigt, dass es bereits das Aufrechtstehen und Gehen gelernt hat. Es

Abb. 3: Anbetung der Könige und Hirten. Meister von Wilhelm von Raron um 1440. Tempera auf Tafel und Leinwand; H. 134,5 cm, L. 224 cm, Valeriakirche, Sitten.





Abb. 7: *a* (links) Das lukanische Kind in dem wie sich bewegenden Strahlenkranz seiner Körperaura. *b* (rechts) Das matthäische Kind, nur mit seiner geschlossenen Kopfaure, nimmt die Goldtaler entgegen.



wendet sich mit dem Köpfchen dem ersten König zu und mit seinem rechten Ärmchen zur Maria, wobei es in der rechten Faust eine schwarze Schlange bändigt. Es ist schon in der Auseinandersetzung mit dem Bösen dargestellt (Abb. 7b).

Das linke Kind ist deutlich jünger und schwebt mit seiner Kopfaure halbliegend und dabei ganz nackt wie schwerelos in einer strahlenden Körperaura, deren Spitzen sich gleichsinnig doppelt biegen, so als ob sie in drehender Bewegung seien. Diese «Mandorla», die dem rechten Kind völlig abgeht, ist also wie in einer kreisenden Bewegung aufgefasst. Es ist ein neugeborenes Kind im Paradieseszustand, das dem Bösen noch nicht begegnet ist (Abb. 7a).

Abb. 4 (S. 18, oben links): Die Anbetung der Heiligen Drei Könige.

Abb. 5 (S. 18, unten): Die Hirtenverkündigung über der großen Schafherde oben links durch den Engel, von Gott gesandt.

Abb. 6 (S. 18, oben rechts): Die Geburt im Stall von Bethlehem.



Beide Familienszenen spielen sich in ähnlichen Wehnhachtsberichten von Matthäus, der allein den aus der Fremde kommenden Königsbesuch bringt, und von Lukas, der allein die so andere Welt der heimischen Hirten einbezieht, zu ihrem beiderseitigen Recht zu verhelfen. Kurt von Wistinghausen hat schon 1964 auf die Doppelnatur dieser beiden Kindsdarstellungen von Sion voller Fragen aufmerksam gemacht.<sup>1</sup>

Der Maler hat versucht, beiden so verschiedenen Wehnhachtsberichten von Matthäus, der allein den aus der Fremde kommenden Königsbesuch bringt, und von Lukas, der allein die so andere Welt der heimischen Hirten einbezieht, zu ihrem beiderseitigen Recht zu verhelfen. Kurt von Wistinghausen hat schon 1964 auf die Doppelnatur dieser beiden Kindsdarstellungen von Sion voller Fragen aufmerksam gemacht.<sup>1</sup>

Der Maler ist namentlich unbekannt geblieben. Das Bild wird auf ca. 1440 datiert. Die Kronen der drei

Abb. 8: Beide Familienszenen sind durch den Stall mit Ochs und Esel verbunden. Der Ochs steht zum rechten Kind hin, das Eselchen zum linken Kind.

Könige, besonders deutlich die des hochaufgerichteten mittleren Königs, ähneln der böhmischen Königskrone zur Entstehungszeit des Bildes. Wir werden ihr im 8. Kapitel erneut begegnen.